

Medien, Religion und Zeitgeist

Anfragen an die christliche und kirchliche Publizistik

von Hermann Boverter

In der Kirchengeschichte ist schwerlich eine Zeit auszumachen, in der es den christlichen Kirchen so „gut“ gegangen ist wie heute. Gut – das erstreckt sich hier auf die Möglichkeit und Freiheit, das Wort Gottes in die Zeit hineinzusprechen und es unter den Menschen zu verbreiten. Gut – das lenkt für unsere Fragestellung, die eine publizistische sein soll, den Blick auf die Öffentlichkeit von Kirche und Glaube in einer pluralistischen Welt in ihrer fortgeschrittenen Säkularisierung.

Die Kirchen verfügen über eine reiche Skala von Mitteln, ihre Ziele in der Öffentlichkeit sowohl der eigenen Anhängerschaft wie darüber hinausgehend geltend zu machen. Dennoch breitet sich das Gefühl einer gewissen Wirkungslosigkeit aus. Diese Beobachtung findet innerhalb der Kirchen nur sehr begrenzte Ausdrucksmöglichkeiten. Das Verhältnis zu den Medien ist nicht ganz frei von Belastungen, deren Ursache auf beiden Seiten zu suchen ist.

Das Fachorgan „Journalist“ (7/87) hat unter der Überschrift „Kirchenpresse: Hält die Fassade?“ einen Artikel veröffentlicht, der nicht ganz ohne „Häme“ geschrieben ist. Auf dem Hintergrund der gekennzeichneten Beobachtung verdient die Attacke eine gewisse Aufmerksamkeit. Der Text beginnt folgendermaßen: „Im Namen und Inkasobereich der beiden bundesdeutschen Großkirchen erscheinen periodische Druckerzeugnisse, deren Gesamtauflage locker die Zehn-Millionen-Grenze übersteigt. Gleichzeitig tendiert die öffentliche Resonanz auf die numerisch imposante Teilhabe an der veröffentlichten Meinung gegen Null. Das Mißverhältnis zwischen Aufwand und Wirkung ist derart eklatant, daß es Privatverleger veranlassen könnte, sich in die laufende Rotationsmaschine zu stürzen.“

Der Artikel wird noch schärfer im Biß, wenn vom Leiden kirchlicher Redakteure „am Widerspruch einer Publizistik ohne Publikum“ die Rede ist. Kirchliche Publizistik scheitert nicht an mangelnder Kompetenz ihrer Macher, sondern wird als „kaum lösbare Aufgabe“ in der Quadratur jenes Kreises gekennzeichnet, die in einer auf „Verschließen statt auf Veröffentlichen, auf Wegadministrieren statt auf Austragen“ angelegten Mentalität von Oberkirchenräten und Prälaten begründet sei: „Massenweise Veröffentlichung ohne Anteilnahme der Öffentlichkeit als publizistisches Meisterstück. Oder, um es mit einem Theologumenon des Paulus zu sagen: Erscheinen, als erschiene man nicht.“

1. Publizistik, die in Wahrheit keine ist

Hier wird die Publizistik gegen die Publizistik ausgespielt, weil sie ihren Gegenstand angeblich verfehlt. Eine Publizistik ohne Öffentlichkeit: Ist das tatsächlich eine Erklärung für das Dilemma, warum Aufwand und Wirksamkeit der katholischen Druckerzeugnisse zu wünschen übriglassen? Der Autor geht sehr pauschal vor. Er überzieht

Dr. Hermann Boverter ist Publizist, Lehrbeauftragter für Kommunikationstheorie (Univ. München) und politische Pädagogik (Univ. Bonn) und Berater der Kommission Publizistik des Zentralkomitees der deutschen Katholiken.

seine Beobachtungen. Die Kirchenpresse ist keinesfalls ohne Publikum, wenngleich es ihr an Öffentlichkeit fehlen mag. In Kreisen der kirchlichen Redakteure und Journalisten dürfte die ausgesprochene Kritik hingegen manche Zustimmung finden. Die vorherrschende „Mentalität“, die jedes öffentliche Austragen von Konflikten und kontroversen Auffassungen ängstlich zu verhindern sucht, macht gerade ihnen zu schaffen. Solche Besorgnis wird meistens hinter vorgehaltener Hand geäußert, um die eigene Stellung nicht zu gefährden. Aber dieser Umstand ist auch schon ein Teil jenes Dilemmas, dem hier nachgegangen wird. In eigener Sache weiß die katholische Publizistik kaum eine kritische Reflexion nachzuweisen, die umfassend ist und wo Gründe beim Namen genannt werden. Argumentativ und öffentlich über die kirchliche Publizistik zu rasonieren und also seiner Unzufriedenheit über das geistige Umfeld, in das sie eingebettet ist, Luft zu verschaffen, gehört zu den besonderen Tabus eben dieser kirchlichen Publizistik. Den anderen gibt sie es gern und gut. Aber dann darf das eigene Handeln nicht für sakrosankt erklärt werden. Sonst ist der Vorhang zugezogen, das Theater findet auf geschlossener Bühne statt, das Publikum hat sich aus dem Saal gestohlen.

Insofern verdient das pseudo-paulinische Paradoxon „Erscheinen, als erschiene man nicht“ trotz allem eine nähere Betrachtung. Eine kirchliche Publizistik, die in Wahrheit keine ist, weil ihr wesentliche Elemente fehlen, die sie als solche konstituieren: das könnte eine vorläufige Überschrift für die folgenden Überlegungen sein.

Nun hat der Journalismus nicht nur seine Schwierigkeiten mit einem kirchlichen Milieu, das sich verschließt. Umgekehrt zeigt auch der Journalismus gerade gegenüber kirchlichen und religiösen Phänomenen allzuhäufig seine oberflächlichen und arroganten Züge. Die Scheu der Kirchen vor einem gewissen Journalismus ist berechtigt. Es tritt erschwerend hinzu, daß die säkulare und allgemeine Öffentlichkeit heute oft einer Verbreitung von kirchlichen und religiösen Fragestellungen zwar nicht feindselig, aber doch weitgehend indifferent gegenübersteht. Diese Gleichgültigkeit und die mangelnde Sorgfalt, mit der oft berichtet wird, vergrößern die Unsicherheiten auf beiden Seiten. Zu allem tritt ein zeitgeistbedingtes Meinungsklima, das die fortschreitende Entkirchlichung begünstigt und die Religion zur Privatsache erklärt.

2. Christliches Image und Markterfolg

Unter solchen Schwierigkeiten hat sichtlich jener Teil der kirchlichen Publizistik zu leiden, der sich an das „Außen“ der pluralistischen und demokratischen Öffentlichkeit wendet. Ein Blatt, das im Geruch steht, ein christliches oder gar kirchliches Blatt zu sein, trägt heute ein belastendes Image mit sich herum, das zum Markterfolg quersieht. Ein Flaggschiff christlicher Publizistik ist die Wochenzeitung „Rheinischer Merkur/Christ und Welt“. Von acht katholischen Bistümern getragen, kämpft die Zeitung so hartnäckig wie vergebens um weiteres Auflagenterrain, damit man aus den roten Zahlen kommt. Der Durchbruch gelingt nicht. Was sind die Gründe? Am Können im journalistisch Handwerklichen liegt es nicht. Nach einer Periode des Experimentierens und personeller Umschichtungen hat sich die Redaktion konsolidiert und ist eine redaktionelle Führungshand von hoher Qualität spürbar. Dennoch ist die Auflagenentwicklung rückläufig. Die Einbuße betrug 9,7 Prozent bei einer heutigen Auflage von 110.000 für den „Rheinischen Merkur/Christ und Welt“, wenn man das 2. Quartal 1986 den Ziffern des 2. Quartals 1987 gegenüberstellt.

Gibt es Defizite im verlegerischen Bereich? Das ist im einzelnen schwer zu belegen. Zu beobachten ist, daß das Anzeigenaufkommen zu wünschen übrigläßt. Die Ein-

künfte aus der Werbung sind es vor allem, die dem Unternehmen die wirtschaftliche Dynamik verleihen, damit in Vertrieb und Redaktion investiert werden kann. Kirchliche Zuschußmittel treten an die Stelle fehlender Eigendynamik, und das ist immer ein zweischneidiges Schwert, weil die selbst erwirtschafteten Erträge ein ganz anderes Klima des Selbstvertrauens, der Eigenverantwortung und Unabhängigkeit schaffen. Eine Zeitung ist ein Wirtschafts- und Marktunternehmen. Diese Sicht ist dem katholischen Denken oft fremd. Leider sind katholischerseits auch die Verlegerpersönlichkeiten, die auf eigenes Risiko arbeiten, mehr und mehr durch Funktionäre ersetzt worden, die sich in abhängiger Stellung vor Haushaltsausschüssen und Bistumsgremien befinden. Große und leistungsfähige Unternehmen in der Wirtschaftsbranche können auf solchen Grundlagen nicht entstehen noch gedeihen. Ein Zeitungsunternehmen hat es mit beidem, nämlich mit unternehmerischer und journalistischer Kompetenz zu tun.

Aber das sind auch nur Teilerklärungen für die Frage, warum es dem Blatt an der notwendigen Akzeptanz fehlt. Ist dem Markt das (christlich orientierte) Publikum einfach davongelaufen? Produziert die Wochenzeitung „Rheinischer Merkur/Christ und Welt“ einen zu anspruchsvollen Journalismus? Ist derjenige, der heute kirchlicherseits etwas auf sich hält, mit der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ oder dem Wochenblatt „Die Zeit“ nicht gut genug bedient? Das Gefühl der Solidarisierung mit den „eigenen“ Zeitungen, das im katholischen Bereich einmal bestimmend war, gibt es nicht mehr. Die Pfarrer, die bei der Sonntagspredigt zum Kauf christlicher Blätter animierten und sich persönlich dazu bekannten, gehören der Vergangenheit an. Das war vor und nach dem Ersten Weltkrieg anders, als es noch Hunderte von (größtenteils kleinen) katholischen Zeitungen gab.

Heute wäre es die Probe aufs Exempel wert, wieviele Mitglieder des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zum Beispiel zu den (zahlenden!) Abonnenten welcher katholischen Blätter gehören. Abfällige Urteile über die eigene Presse hört man bei hohen Laienfunktionären und Prälaten häufig. Insistiert man, dann müssen sie zugeben, daß sie die eigene Presse weder lesen noch kennen. Die Mentalitäten der Versorgung treten hinzu. Leidenschaft und publizistisches Engagement wirken in den Funktionärs- und Gremienstrukturen wie hinderliche, viel zu individualistische Fremdkörper. In den Diözesanräten, aber auch im Zentralkomitee der deutschen Katholiken, das einmal als führendes Organ eines freien Verbandskatholizismus gelten konnte, überwiegt immer stärker die Zahl festangestellter Mitarbeiter im kirchlichen Dienst mit ihrer besonderen Interessenlage der Selbstversorgung. Parallel zur Entkirchlichung im säkularen Bereich verläuft ein Trend zur Verkirchlichung, zur „Verbeamtung“ kirchlichen Lebens.

3. Hartnäckige Vorurteile gegenüber Bistumspresse

Richten wir den Blick auf den anderen Teil der kirchlichen Publizistik, der sich stärker nach innen wendet und die innerkirchliche Öffentlichkeit herzustellen sucht, dann ist auch hier von einer stagnierenden oder rückläufigen Entwicklung auszugehen. So ist die Auflage der Bistumspresse im Jahr 1986 um 2,3 Prozent im allgemeinen Durchschnitt zurückgegangen. Das entspricht dem Trend aus den davorliegenden Jahren. Ebenfalls zeigt die Illustrierte „Weltbild“ eine leicht rückläufige Auflagentendenz. Von 523.000 (1985) auf 403.800 (1986) ist die Auflage der katholischen Elternzeitschrift „Leben und Erziehen“ gesunken. Diese Einbuße entspricht allerdings ungefähr jenem Anteil der Auflage, der bisher von der Kölner Kirchenzeitung als Beilage

übernommen wurde. Das Erzbistum Köln sah sich nicht mehr in der Lage, die Finanzierung für die Beilage fortzusetzen.

Die katholische Bistumspresse hat in journalistischer Hinsicht in den letzten Jahren viele Verbesserungen erfahren, soweit sie innerhalb der selbstgesteckten Grenzen vertretbar waren. Die überalterten Leserschichten sind eine besondere Belastung. Ausbruchversuche aus diesem Ghetto sind schwierig. Das „Image“ widersetzt sich der Verjüngungskur. Die Jüngeren wollen von der Kirchenzeitung nichts wissen. Sie ist ihnen zu amtlich, zu steril, zu erbaulich. Diese Vorurteile stimmen weitgehend nicht mehr, aber halten sich hartnäckig. Trotz allem ist es der Bistumspresse zu verdanken, daß die Binnenkommunikation in der Kirche sehr viel besser geworden ist. In der Branche des Zeitschriftenverlagswesens rangiert die „Kirchenpresse“ mit über 15 Millionen Auflage als „Mediengigant“ und „schlafender Riese“. Das Problem ist, daß die selbstgesteckten Grenzen, die vom Amtsverständnis der Kirche herrühren, mit den journalistischen Grenzen und Entfaltungsräumen nicht identisch sind.

Der Artikel im Fachorgan „Journalist“ meint zu dem Problem selbstgesteckter Grenzen und den Folgen für das journalistische Konzept: „Redakteure in Diensten der Kirche haben meist gleichzeitig und in derselben Ausgabe: alles zu vermeiden, was die noch in der Kirche Verbliebenen beunruhigen und gleichfalls zum Gehen veranlassen könnte; darauf hinzuwirken, daß in kritische Distanz geratene Mitglieder den Weg zurückfinden, egal weshalb sie sich einst abgesetzt hatten; die Treuesten der Treuen mit geistlich Anspruchsvollem zu versorgen und die Kerngemeinde mit politischem Ärger zu verschonen; für die zahllosen Einsamen und Alten und Kranken eine Art gedruckter Ersatzseelsorge zu vermitteln.“

Eine Publizistik ohne Rücksichtnahmen gibt es nicht. Sie muß sich in ihren Mitteln und Möglichkeiten ständig zurücknehmen und disziplinieren. Eine schonende und prinzipiell menschenfreundliche Publizistik darf jedoch nicht anderen Zwecken als eben den publizistischen unterworfen werden, sonst wird sie verfremdet und unglaubwürdig. Die Gratwanderung für eine Bistumszeitung ist schmal, zumal wenn sie sich als offenes Forum für alle diejenigen auffaßt, die sich heute im weitesten Sinn „katholisch“ oder „christlich“ nennen. Wenn die Verhütungs- und Vermeidungsstrategie tonangebend wird, konkretisiert sich allerdings das Unbehagen an der Wirkungslosigkeit und regressiven Tendenz.

Entscheidend ist die Frage, wie sich heute die christlichen Einstellungen und Werte in der säkularisierten Gesellschaft vermitteln lassen und wie eine dem christlichen Gedanken verbundene Publizistik in ihrer besonderen Kompetenz aussieht. Das Christentum ist wie keine andere Religion auf das Wort gegründet. In dem französischen Glaubensbuch „La Foi des Catholiques“ („Glaube zum Leben“, Freiburg 1986) heißt es: „Glauben heißt sich von einem Wort packen lassen.“ Die Authentizität des gedruckten und heute auch elektronisch übermittelten Worts, das in die Zeit hinein publiziert wird und die Köpfe und Herzen der Zeitgenossen erreicht, kann in entscheidendem Maße die Zukunft des Christentums verbürgen. Im folgenden sollen zur diesbezüglichen Situation der christlichen Publizistik in der säkularen Umwelt weitere Anmerkungen gemacht werden. Abschließend folgen einige Überlegungen zu einer entsprechenden Medienpolitik in christlicher Absicht.

4. Christentum, Säkularisierung und Postmoderne

Jemand kann sich auf den Standpunkt stellen, das Schreiben und Denken gegen den Zeitgeist, das sei schon immer das Gebot der Stunde gewesen. Bei Kierkegaard lesen wir: „Ein Mann, der sich dem Zeitgeist vermählt, wird bald Witwer sein.“ Das mag so sein, aber mit dem Hinweis, der Zeitgeist sei ein säkularistischer und somit verdammenswerter Zeitgeist, ist für die christliche Publizistik wenig ausgerichtet. Wenn sie in der Auseinandersetzung mit diesem Zeitgeist sich nicht verständlich machen kann, ist ihr Verstummen auf dem Markt der Meinungen und Wahrheitsauffassungen unvermeidlich.

In den letzten Jahren hat sich die Auffassung ausgebreitet, daß heute eine Säkularisierung von bisher nicht gekanntem Ausmaß die Kirche erfaßt habe. Als Kardinal Höffner im Jahre 1979 seine Pastoral für Kirchenfremde vorstellte, sprach er von einer beispiellosen Religionskrise wegen des tragischen Abfalls so vieler Christen zu Gleichgültigkeit, Lauheit und Unglaube.

Ist es so? Die Tatsachen einer radikalen Entchristlichung liegen auf dem Tisch. Bis zu fünf Sechstel der Jugendlichen sind im Durchschnitt der gesamten Bundesrepublik davon erfaßt. Die Entkirchlichung scheint weitgehend mit einer Preisgabe des Christentums und christlich normierter Lebensformen verbunden zu sein. Konrad Repgen, Professor für Geschichte an der Universität Bonn, hat kürzlich in einem Vortrag vor der Katholischen Akademie in Goslar davon gesprochen, wir gingen einer heidnischen Welt entgegen. Die Postmoderne sei nichts anderes als ein neues Heidentum. Damit bringt Repgen die gegenwärtigen Säkularisierungsvorgänge auf die These, die Entkirchlichung der Massen bedeute ihre Entchristlichung. Repgen schreibt: „Das Schrumpfen der Kirche in Deutschland, das in den letzten zwanzig Jahren erfolgte, ist für uns Ältere, die wir die große und blühende Volkskirche vorher erlebt und geliebt haben, die tiefste Enttäuschung unseres Lebens. Auch unsere jungen Menschen, die dies selbst nicht mehr miterlebt haben, sollten sich bemühen, Verständnis dafür zu finden, wenn wir die Gegenwart als arm und kahl geworden, wenn wir die Zeit als böse und die Gesellschaft als krank bezeichnen“ (Deutsche Tagespost, 24.2.1987).

Solche Gefühle sind verständlich. Mit dem Christentum scheint es bergab zu gehen. In der Tageszeitung „Frankfurter Rundschau“ (16.2.1987) lese ich zufällig einen Bericht, wie zwischen 1961 und 1983 die Mitgliederzahl der 73 evangelischen Gemeinden Frankfurts von 414.000 auf 226.000 gesunken ist. So etwas kann schon bedrücken, wenn es dort heißt: „Leere Kirchen, überflüssige Gemeindesäle ... In der Heilandkirche an der Saalburgallee wurde die Inneneinrichtung so verändert, daß die Gläubigen sich nicht mehr so verloren vorkommen“ (Stadtrundschau, S. 14). Jährlich beträgt die Einbuße in der evangelischen Kirche über 100.000 Mitglieder. Der Tag läßt sich ausrechnen, an dem die Kirchenmitgliedschaft sich halbiert hat. Katholischerseits verläuft die Entwicklung gegenwärtig noch weniger dramatisch, aber die bekennnistreuen Minderheiten, die traditionellerweise durch den sonntäglichen Kirchgang ausgewiesen sind, schrumpfen auch hier.

Ob man auf solchem Hintergrund unsere Zeit als böse, unsere Gegenwart als arm und kahl bezeichnen soll, sei dahingestellt. Es kommt auf die Perspektive an. In historischer Tiefendimension gesehen mit dem Blick auf das Dritte Reich oder die Generation davor meint es diese Zeit nicht so schlecht mit den Menschen und mit ihrem Leben, wenn sich einer die innere und äußere Freiheit zu erhalten weiß, den Verfüh-

rungen nicht zu erliegen. Ist die geistige Not heute größer als jemals zuvor? Schwer zu beurteilen. Der freie Teil Deutschlands hat jedenfalls seit 1945 eine unvergleichlich lange Friedens- und Glücksperiode durchlaufen. Ob verdienstermaßen, ist schwer zu entscheiden. Die Kirchen haben zum moralischen und geistigen Fundament der Republik nach 1945 Entscheidendes beigetragen. Ist es verwirkt worden? Ich glaube es nicht. Dankbarkeit ist vielleicht keine Kategorie der Weltgeschichte. Aber ich bin überzeugt davon, daß unsere Nachfahren eines Tages das „Glück“ deutscher Nachkriegsjahrzehnte besser zu würdigen wissen als wir Zeitgenossen. Deshalb gefällt mir die Rede von der bösen Zeit überhaupt nicht. Vielmehr sollten gerade auch die Christen sich selber fragen, wie sie mit ihren Talenten gewuchert haben.

Die Christen sind keine besseren Menschen als andere. Sie versuchen, in allen Lebenssituationen auf Gott zu vertrauen. Dieses Vertrauen ist das eigentliche Unterscheidende, nicht jedoch die Frage, wer in der Kirche drinnen oder draußen ist. Die Christen sind in das Heidentum der Postmoderne genauso eingetaucht wie andere. So werden die eigentlichen Fragen an die Kirche nicht gestellt, wenn Wirkungen und Folgen der Säkularisierung dauernd als Abfall vom Christentum gedeutet werden. Die Welt ist im Zuge des neuzeitlichen Denkens entgöttlicht worden. Ihr Mündigwerden, die Freigabe der Welt zu ihrem Eigensein braucht nicht im Gegensatz zum christlichen Bewußtsein gesehen zu werden.

Andererseits gehört es zu den Folgen der Säkularisierung, daß die Verbindungslinien zwischen Evangelium und Kultur sich abschwächen. Das könnte für das Christentum eine verhängnisvolle Entwicklung sein. Die Religion würde ghettoisiert. Wer jemals die Juden von Jerusalem an der Klagemauer beten sah, spürt etwas von der ungeheuren Wucht, die der Gottesglauben in der Alltagskultur haben kann. Bei uns sind die alltagskulturellen Räume von religiösen Inhalten und Formen weitgehend entleert worden. Das gilt für die publizistischen Bereiche in noch verstärktem Maße. Man stelle sich vor, zur besten Hauptsendezeit des deutschen Fernsehens würden in einer Familienserie wie ganz selbstverständlich Tisch-, Kinder- oder Nachtgebete in die Spielhandlung einbezogen oder mindestens angedeutet. Das Publikum fände die Einlage bestensfalls kurios oder folkloristisch. Die Christen würden sich die Augen zweimal reiben, ob sie denn richtig gesehen hätten, so sehr ist das Gebet zur privaten Angelegenheit geworden und hat man ihm die Öffentlichkeit streitig gemacht. Wir sprechen vom Fernsehen, das nach der Rundfunkverfassung als öffentlich-rechtliche Einrichtung nach den Kirchen die Mitverantwortung für das Gesamtprogramm übertragen hat.

Das Rad der Säkularisierung läßt sich nicht zurückdrehen. Die Herausforderungen sind anzunehmen. Aber das erklärt oder entschuldigt nicht die Tatsache, daß sich der christliche Glaube aus den Kulturbereichen entfernt, ohne dazu heute wie etwa in einer Diktatur genötigt zu sein. Den Christen und Kirchen mangelt es sichtlich an der Kraft des Geistes und dem unentbehrlichen Mut, nicht so ohne weiteres in Kultur, Wirtschaft oder Politik ganz anderen das Sagen zu überlassen und die Führung abzutreten. An Papieren und Resolutionen über die Weltverantwortung der Christen und Laien hat es heute keinen Mangel in den Gremien. Das papierene Christentum wird leicht zum Papiertiger. Und einen bekennend-christlichen Politiker im Bundestag oder den Landesparlamenten aus der mittleren oder jüngeren Generation wird man schon bald mit der Laterne suchen müssen.

Ist das Kapitel vom Tode Gottes noch nicht zu Ende geschrieben? Eine sensible Publizistik hat ihre Antennen weit ausgefahren. Die „Gottesfinsternis“ ist eine bedrückenden-

de Erfahrung, wenn ein weithin abstrakt gewordenes Christentum Gott wie ein fernes „Gerücht“ erscheinen läßt. Der „Zugriff“ der Religion auf die Welt geht verloren. Was übrigbleibt von der Kirche, ist die Amtskirche als eine Agentur der Glaubensverwaltung, welche die religiösen Bedürfnisse der Bevölkerung möglichst flächendeckend versorgt. Die religiöse Grundversorgung der Bevölkerung ist sicherzustellen. Das ist nicht die Kirche, die als Braut Christi besungen wird, sondern eine freudlose Organisation, bei der sich Griesgrämigkeit einstellt. Wer versorgt wird, dem vergeht die Lust am Leben und das Lachen.

5. Wächteramt der christlichen Publizistik

„Tintenfaß“ nennt sich ein Magazin „für den überforderten Intellektuellen“. Dort wird unter der Überschrift „Was ist bloß mit Gott los?“ über die verkniffene Bitterkeit geklagt, die sich heute der Christen bemächtigt habe. Es sei an Bergsons Wort zu erinnern, daß im Lachen und heiteren Spott sich das Leben von der Erstarrung befreit. Am meisten werde über Institutionen gelacht, die zur Erstarrung neigen wie Parteien, das Militär, die Religion (Nr. 16, 1987).

Heiteren Spott hätte so manche Kirchenverwaltung, die zum Selbstzweck geworden ist, heute verdient. Die Publizisten, die ihn mit der notwendigen Güte und Loyalität artikulieren, sollten mit dem Katholischen Journalistenpreis ausgezeichnet werden. Über die Selbst-Säkularisierung der Kirche sollte mehr nachgedacht werden. Fehlen die Ideen? Ist die Leidenschaft in die Aktenordner gelegt worden? Breitet sich Mittelmäßigkeit aus? Hat sich die Phantasie, der man nachsagt, sie sei ein Kind der Liebe, zum Kirchenaustritt entschlossen?

Im Mittelalter zu Zeiten des Spötlers Abälard war es üblich, einen Esel in die Kathedrale zu führen. Ihm wurde als Zeichen bischöflicher Würde die Mitra aufgesetzt. Das Volk konnte dem oberhirtlichen Esel mit derben Späßen die Reverenz erwiesen. Dieser mittelalterliche Spaß soll nicht zur Nachahmung empfohlen werden. Aber ein unbefangeneres Verhältnis der christlichen Publizistik zur innerkirchlichen Kritik und zum öffentlichen Dissens in Fragen, die nicht den Kern von kirchlichen oder lehramtlichen Glaubensaussagen betreffen, wäre hilfreich und notwendig. Die Kirchenverwaltungen sind zu riesigen Konglomeraten angewachsen. Eine wirksame Kontrolle und Kritik ihres Geschäftsgebarens ist so gut wie abwesend. Die Transparenz fehlt, die Rechenschaftspflichtigkeit ist nicht vorhanden. In Bereichen, die weltlich sind und von einem demokratischen Publikum auch so eingestuft werden, umgibt man sich mit dem Mantel der Unantastbarkeit. Die christliche Publizität hätte an solchen Schnittpunkten von Kirche und Welt ein unersetzliches Wächteramt wahrzunehmen. Erstarrungs- und Lähmungserscheinungen wären in kritischer Loyalität und Solidarität anzumahnen und zu veröffentlichen. Aber wo und wie selten geschieht das? Die Klerikalisierung der Laien hat auch vor der Publizistik nicht haltgemacht. Viele der Kollegen geben sich päpstlicher als der Papst. Right or wrong, it's my country. Mit diesem kirchlichen und publizistischen Chauvinismus erwirbt man sich das Etikett der Unglaubwürdigkeit und Hofberichterstattung.

Gewiß ist die Loyalität zur Sache und Kirche Jesu Christi in allen Situationen vorauszusetzen. Es bedarf in der Kirche auch eines Glaubensgehorsams. Aber er sollte nicht andauernd mit einem „Knechtsgeist“ verwechselt werden. Eine unterwürfige Publizistik zählt zum Schlimmsten, was der Journalismus hervorbringt. Die Kirche neigt wie alle Organisationen in ihrer weltlichen und geistigen Repräsentanz zur Behäbigkeit.

Das Stabilitätsinteresse überwiegt aus einer konservativen Mentalität heraus, die berechtigt ist, aber offen und rechenschaftspflichtig bleiben muß. Es muß immer spürbar bleiben, daß die Christen sich mit Christus in die Lebens- und Leidensgemeinschaft, in die Solidarität mit allen Menschen gezogen wissen. Sonst versteinert der Glaube. Dann ist es nicht mehr der Geist, der lebendig macht.

6. Die Kirche erwacht in den Seelen

Romano Guardini muß es schon früher so empfunden haben, als er in den zwanziger Jahren das wegweisende Wort prägte: „Ein Vorgang von ungeheurer Tragweite hat begonnen: die Kirche erwacht in den Seelen.“ Dieses Guardini-Wort sollte über jedem (christlichen) Journalistenschreibtisch seinen Platz finden. Es könnte auch ein Wort von Karl Rahner sein. Dieser Theologe schreibt, der Christ von morgen werde entweder ein Mystiker sein oder überhaupt nicht. Auf einem solchen Hintergrund ist die Zurücknahme des Organisatorisch-Anstaltsmäßigen im Erscheinungsbild der Kirche dringend erforderlich. Die Kirche ist heute auf vielerlei Weise in Frage gestellt. Deshalb tut sie gut daran, die Erfahrungen ihres eigenen Menschlich- und Weltlichseins nicht als unbedeutend hinzustellen oder einfachhin unter den Teppich zu kehren. Nur so kann sich auch eine geistige Erneuerung immer wieder durchsetzen.

Der Erzbischof von Freiburg, Oskar Saier, hat von einer Kirche gesprochen, die im Klima des Zeitgeistes winterlich geworden sei. Sie ist in der Bundesrepublik Deutschland eine reiche Kirche, aber arm im Glauben, und das betrifft alle ihre Glieder. „Winterlich“ ist sie im Schwund der Glaubenszuversicht und des Vertrauens. Erzbischof Saier meinte, zur Jugend gewandt: „Vor allem junge Menschen scheuen lange Wege nicht, wenn sie spüren, daß von einem bestimmten Menschen etwas vom Geist und der Kraft Jesu Christi ausgeht“ (Vgl. Bericht in Deutsche Tagespost, 3.3.1987). Die Jungen suchen das Wort, das Glauben weckt, das wirklich glaub-würdig ist. Sie suchen das Wort in der durch Worte bedingten Mitmenschlichkeit und Gemeinschaft bis zu jenem Wort, das die ganze Spannung des Lebens in sich enthält und als irdenes Gefäß im Wort der Offenbarung zur Verkündigung wird. Die schwerste Anklage, die heute die Kirche und ihre Vertreter trifft, ist die Abwendung der Jugend von ihr. Die Kirchengeschichte bietet zahlreiche Beispiele dafür, wie es oft die Christen selber waren, die den Niedergang der Religion eingeleitet haben.

In diesem Klima agiert die christliche Publizistik heute. Sie wird einem keineswegs anziehenden Bild von Kirche in der Öffentlichkeit Rechnung tragen müssen, und das macht ihr Sprechen in diese Öffentlichkeit so schwer. Die Kirchen leiden wie die Menschen an den Widrigkeiten der Zeit, aber diese Erkenntnis muß auch sichtbar gemacht werden. Im „Leiden“ mit der Welt bewährt sich die christliche Zuwendung in ihrem dialogischen Charakter. Hinter der religiösen Sprachlosigkeit steht nicht selten eine große Hoffnungslosigkeit. In welchem Maße der Christ Trost spenden kann, er die Geschlagenen und Verzweifelten aufrichtet, anstatt ihnen die Übel dieser Welt vorzuhalten, ist auch eine Anfrage an die christliche Publizistik in einer säkularen Umwelt. Die Kirche hat als ihre größte Macht die Lebendigkeit ihres Glaubens und Zeugnisses.

7. Der innere Ökumenismus im Glauben

Es ist nicht richtig, daß Religion verschwindet, auch nicht in jenem Abschnitt der nahen und näheren Zukunft, der heute mit dem schillernden Begriff der Postmoderne

belegt wird. Diese neue Zeit mag einen nachchristlichen Charakter tragen, aber heidnisch wird sie nicht sein können, weil das Christentum in der Amalgamierung mit westlicher Kultur und Demokratie fortbesteht. Ein ganz und gar glaubensloses Christentum käme einer kulturlosen, barbarischen Zeit gleich.

Die Schwächungen des christlichen Bewußtseins sind andererseits beträchtlich und nicht folgenlos. Ohne Religion lassen sich die demokratischen Freiheiten und die humanen Werte der europäischen Freiheiten und die humanen Werte der europäischen Geisteskultur kaum noch sichern. Zu diesem Urteil gelangt Hermann Lübbe in seinem Buch „Religion nach der Aufklärung“ (Graz, 1986). Lübbe spricht von den unverzichtbaren Leistungen der religiösen Kultur. Er sucht zu belegen, daß die Säkularisierungsvorgänge die Religion als Kultur des Verhaltens zum Unverfügbaren nicht zum Verstummen bringen. Diese tröstliche Botschaft, hier von einem Philosophen ausgegeben, steht ebenso im Evangelium als Verheißung und Erwartung. Auf dieser Grundlage gewinnt auch die publizistische Arbeit ein Vertrauen, das sie auszeichnet vor jener Publizistik, die eine militante oder schnoddrige Diesseitigkeit zum Programm und Dogma erhoben hat.

Die Theologen mögen dem Philosophen Lübbe seine Schwachpunkte von der Vernunft- und Zivilreligion ankreiden wollen und fragen, in welcher Konfessionalität, in welcher Kirchengemeinschaft der religiöse Glaube seine Heimat finden soll. Der Verweis auf eine „Zivilreligion“ im Sinne der Wertfundamente der pluralistischen Demokratie sei nicht ausreichend. Das ist er nicht, die Fragen nach dem Hier und Jetzt der konfessionellen Einordnung sind wichtig, aber doch letzten Endes nicht die entscheidenden. Ein innerer Ökumenismus wächst heute im Glauben der Menschen, der weniger das Trennende als das Gemeinsame sieht und so näher zusammenrückt, ohne die Unterschiede zu verwischen. Mit diesem Hinweis soll die einseitig hierarchische Sicht von Kirche nicht durch eine ebenso einseitig soziologische ersetzt werden. Wir verfallen auch nicht in die Gnosis der sogenannte „New-Age-Bewegung“, wo man die Dogmatik und Konfessionalität des christlichen Glaubens mit mythischen und mystisch-evolutionären Chiffren aufzusprengen sucht.

Religion verschwindet nicht. Wohl aber könnte die Kirche selbst ein gerüttelt Maß Schuld daran tragen, wenn viele Menschen heute den Glauben ablegen wie alte Kleider. Es ist der Geist Gottes, das gelebte und bezeugte Wort Gottes, das Glauben schafft und die Gemeinde Jesu Christi herstellt. „Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“ Ein ungeheures Wort aus dem Römerbrief, wo es dann weiter heißt: „Denn ihr habt nicht einen knechtigen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater! Der Geist selbst gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind“ (Röm 8, 14-16).

8. Denkkzettel für das „C“

Nach der letzten Bundestagswahl war in der Kirchenpresse zu lesen, der CDU sei ein „Denkkzettel“ verpaßt worden. Nicht bedauernd, sondern mit dem Gestus eines, der sagt „Wir haben doch Recht gehabt“, wurden die Verluste der CDU vor allem in den katholischen, ländlich geprägten Gemeinden kommentiert. Sechs Prozent Verluste im Sauerland, sieben bis acht Prozent Verluste im Münsterland, acht Prozent Verluste in Paderborn. Was ist aus dem rheinischen Katholizismus geworden? Und „Denkkzettel“ der Wähler: Für was?

Die Gründe für die Entfremdung der katholischen Kirche zu den Unionsparteien sind von mannigfacher Art und hier nicht einzeln vorzutragen. Jedenfalls war das Verhältnis noch nie so schlecht wie heute. Zu beobachten ist, wie eine moralisierende Kirchenpublizistik auf breiter Front diesen Entfremdungsprozeß begleitet. Dem Moralisten, der den universellen Anspruch seiner Maximen aggressiv vor sich herträgt, ist das politische Tagesgeschäft sowieso zuwider.

Die Politik wird heute auch gern seitens der Christen mit Erwartungen überfrachtet. Das spiegelt sich in pseudoreligiösen Phrasen wie „Umkehr“, wenn sie in die Tagespolitik hineingezogen werden. Bundesarbeitsminister Norbert Blüm hat sich kürzlich seine Enttäuschung über den Evangelischen Kirchentag in Frankfurt von der Seele geschrieben. Die Politiker, ganz besonders „die da oben“, hätten als Fußmatten des Kirchentags gedient. Er, Blüm, habe auf so engem Raum noch nie so viel Selbstgerechtigkeit versammelt gesehen. Von Bescheidenheit oder gar Demut im mühsamen Geschäft der politischen Güterabwägung sei keine Rede gewesen. „Keine Frage an sich selbst. Und sie alle, die beauftragten Redner des Kirchentages, schafften für diese Flucht vor der eigenen Verantwortung die freie Fahrt“ (Norbert Blüm, Pharisäer unter sich, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Nr. 27, 5.7.1987).

Die Grenzen der Politik sind eng gezogen und müssen es auch bleiben. Es scheint, daß diese Einsicht auch nicht mehr katholisches Allgemeingut ist. Wegen der Abtreibungsfrage hat es vor der letzten Bundestagswahl aus Kreisen katholischer Verbände und der Geistlichkeit entrüstete Anfragen an das „C“ gegeben. Dabei wird es leicht übersehen, daß die Unionsparteien an Mehrheitsverhältnisse gebunden sind und daß sich auch in ihren Reihen die Zahl bekennender Christen verringert. Die Kirchen sind für die Moralität christlicher Lebensführung in der Bevölkerung mindestens ebenso haftbar zu machen wie die C-Parteien. Wenn die Kirchenbänke leerer werden, wird man dafür nicht die CDU verantwortlich machen wollen.

Für Katholiken sind alle Parteien, sofern sie sich zur Verfassungsordnung bekennen, wählbar. Nach Lage der Dinge wäre eine Äquidistanz jedoch verhängnisvoll, solange es die C-Parteien gibt und sie dem Anspruch gerecht zu werden suchen, eine Politik auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes durchzusetzen. Man braucht nur die anderen Bundestagsfraktionen auf Religionszugehörigkeit und dergleichen zu prüfen, um eine realistische Einschätzung zu gewinnen. Gerade die Demokratie lebt von der Kompromißfähigkeit. Wenn katholische Wähler sich massenweise von den C-Parteien trennen, handeln sie gegen die eigenen Interessen, sofern ihnen das „C“ in der Politik noch etwas bedeutet, und dazu sollten die Kirchen wirklich nicht ermutigen. Der Hang zu einer moralischen Rigorosität, die nichts kostet, ist unverkennbar auch in manche kirchliche Verlautbarung eingedrungen. Die Grünen springen gern auf diesen Wagen, sie fordern das verordnete Glück und den paradiesischen Endzustand schon morgen. Auch manche Christen gehen dem deutsch-grünen Moralismus einer neuen „Bewegung“ auf den Leim und wählen die Bergpredigt wie ein politisches Programm, wozu die Bergpredigt absolut untauglich ist. Die Sehnsucht nach einem innigen Verhältnis von Moral und Politik kann einem angst und bange machen um die Demokratie in unserem Land. Der politische Katholizismus hätte damit seine Abschiedsvorstellung gegeben.

9. Medienpolitik und publizistischer Überlebenswille

Die Medien haben für die Fragen des Verhältnisses von Politik und Moral eine entscheidende Leit- und Prägefunktion übernommen. Dies schafft besonders deshalb ei-

ne prekäre Situation, weil der moderne pluralistische Staat auf geistigen und moralischen Fundamenten ruht, für die er selbst nur noch in geringem Maße zuständig ist. Frank Thiess schrieb bereits im Jahre 1923: „Der Journalismus ist die Kirche unserer Zeit.“ Ein halbes Jahrhundert später hat das Fernsehen vollends das Regiment übernommen. Wir leben buchstäblich in Fernsehzeiten, und ich möchte dazu ein paar Stichworte nennen. Fernsehen und Medien: Im Trend machen sie sich andauernd selbst zum Trend. Mit dem Ohr am Herzen des Zeitgeistes teilen die Medien den Menschen unentwegt ihre Befindlichkeit mit und suggerieren ihnen, was „relevant“ ist. Um sich der anschaulich-deftigen Redeweise des CDU-Generalsekretärs Geißler zu bedienen: Welche „Sau“ gerade durchs Dorf getrieben wird, das bestimmen weitgehend die Medien. Das Fernsehen als „neue“ Moral der Zugehörigkeitssicherung nach dem Collage-Prinzip. Zusammengesetzt wird, was gefällt. Der hedonistische Zeitgenosse als Fernsehmuffel. Die Orientierungslosigkeit als Lebensmuster. Notorischer Zynismus von Journalisten.

Im Anblick einer sich totalisierenden Medienwelt drängt sich die Frage auf: Wie stark ist eigentlich der publizistische Überlebenswille der Kirchen und Christen? Die Kirchen tun sich außerordentlich schwer mit alten und neuen Medien. In der katholischen Kirche ist das Verhältnis weitgehend noch immer ein gebrochenes, obwohl die Pastoralinstruktion vom Jahre 1971 im Gefolge des Zweiten Vatikanums eine Bresche sowohl für die theologische wie demokratische Legitimierung der Instrumente der sozialen Massenkommunikation geschaffen hat. Die Medien werden fälschlicherweise immer noch als Propagandamittel gesehen, die es zum eigenen Nutzen einzusetzen gilt; nur dann ist die Sache gut. So werden die Medien ihrer inneren Unabhängigkeit und Integrität beraubt. Sie rechtfertigen sich nicht aus dem Freiheitspostulat, in dem sie geistig und historisch verwurzelt sind, sondern aus einem Kanzel- und Verkündigungspostulat.

Unter solchen Denkvoraussetzungen wird ein aufklärerischer oder konstruktiv-kritischer Journalismus unter dem Dach der Kirche kein Heimatrecht finden, sondern man wird ihn allenfalls als notwendiges Übel tolerieren. In einem solchen Klima gedeihen keine unabhängigen und selbstbewußten Persönlichkeiten, sondern subalterne Geister und graue Mäuse. Ich habe mich oft gefragt – und auch manchen Kollegen, der abgewandert ist und der kirchlichen Publizistik nicht leichten Herzens den Rücken gekehrt hat – warum ein gestandener Typ, der etwas auf sich hält und im Journalismus etwas leistet, den kirchlichen Dienst so wenig attraktiv findet. Fehlt die Luft zum freien Atmen? Werden Machtstandpunkte geltend gemacht, wo Leistung und Sachgesetzlichkeit den Ausschlag geben sollten? Das korumpiert sehr leicht die Geister. Das ist auch ein Grund dafür, warum in den Kirchen dauernd über den journalistischen Nachwuchsmangel geklagt wird. Es werden genügend Nachwuchsredakteure ausgebildet, aber einmal großgeworden, ziehen sie ein säkulares Milieu vor, weil es oft ehrlicher, vielleicht sogar härter, aber nicht so heuchlerisch dort zugeht. Für eine selbstbewußte, leistungsfähige und vertrauenswürdige Publizistik fehlt es am Ethos.

Das Defizit zeigt sich auch in der auffallenden Affinität zu einem „gesellschaftlich“ kontrollierten Journalismus, der im öffentlich-rechtlichen Rundfunkmodell gefordert, aber weitgehend nicht praktiziert wird. Beide Kirchen favorisieren dieses Modell noch immer, obwohl die technologische Entwicklung das Monopol obsolet gemacht hat und den Wettbewerb ermöglicht, der für eine wirklich freie Meinungs- und Informationskultur grundlegend ist. In „Anstalten“ der öffentlichen Dienstleistung glaubt man die unheimliche Medienzivilisation noch am besten gebändigt. Das Mißtrauen

gegenüber der Geistes- und Meinungsfreiheit sitzt tief. Eine Reglementierung „von oben“ wird für unentbehrlich gehalten. Aber das fast blinde Vertrauen der Amtskirche in die Anstalten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks hat sich überhaupt nicht ausgezahlt. Anfangs, als die Kirchen nach 1945 für das Modell votierten, versprach der sogenannte Integrationsfunk noch einen Raum für das Christliche. Auf staatskirchenrechtlichem Hintergrund glaubten sich die Kirchen ihrer Rechte und Privilegien sicher. Sie weigerten sich, lediglich als „Anbieter“ unter anderen im Wettbewerb aufzutreten, sondern verstanden sich als umfassende Macht und Institution. Diese Position ist durch die Entwicklungen völlig ausgehöhlt worden und hat einem gesellschaftlichen Pluralismus Platz gemacht, aber die Kirchen halten noch immer daran fest, während ihre religiösen Interessen im Zuge eines radikalen Säkularismus längst segmentiert und partikularisiert worden sind. Im Kontext des öffentlich-rechtlichen Rundfunkmodells ist diese Entwicklung besonders augenscheinlich geworden. Sie entspricht auch genau dem angezeigten Bruch zwischen Evangelium und Kultur, der auf eine Selbstentmachtung der kirchlichen und christlichen Publizistik hinausläuft.

10. Mit der Freiheitsfrage verknüpft

Die elektronischen Medien stehen heute vor allem im Aufwind. Sie sind die vorerst jüngste Stufe in der Entwicklung der Massenkommunikation. Das Fernsehen fasziniert die Massen in einem noch immer besorgniserregenden Ausmaß. Der Apparat steht wie ein Hausaltar im Wohnzimmer. In Deutschland kommt das Offizielle hinzu, das nicht selten in arroganter Selbstdarstellung kultiviert wird. Jeder religiöse oder kirchliche Anspruch muß sich diametral zur Ikonen- und Götzenhaftigkeit eines solchen Mediums verhalten, das in anhaltender Selbstthematizierung wirklich zur „Ersatzkirche“ werden kann, wie bereits zitiert.

Die christlichen Kirchen müßten diese publizistische und kulturelle Herausforderung erkennen, aber sie tun es nur in ungenügendem Maße. Bis heute haben sie meines Erachtens kein durchgehend kritisches und zugleich konstruktives Verhältnis zu den elektronischen Medien herausgebildet, ja weithin zu den Phänomenen der modernen Massenkommunikation überhaupt, wie ich mit den vorangegangenen Hinweisen zu belegen versucht habe. Auch die Fernseh Zukunft ist letzten Endes in einer demokratischen Gesellschaft mit der Freiheitsfrage verknüpft.

Anstatt daß die Kirchen bei der Neuverteilung der publizistischen Machtverhältnisse mit Entschiedenheit ihre Chancen wahrnehmen, halten sie an erstarrten Modellen fest, die nicht nur aus christlicher Interessenlage heute als überholt gelten müssen. Die Freiheitswurzel des Journalismus ist und bleibt die stärkste Quelle seiner Moral und demokratischen Effizienz; hieran gilt es auch in den Kirchen anzuknüpfen. Öffentlichkeit, Publikum und Markt sind die maßgeblichen Bezugsgrößen in dieser publizistischen Landschaft. Aber leider unterbleibt die medienpolitische Kehrtwendung der Kirchen, die überfällig ist. Sie kann nur in einer konstruktiven und bejahenden Einschätzung der modernen Medien- und Massenkultur aus den Ideen der Freiheit, des Wettbewerbs und der Verantwortung hervorgehen.

11. Publizistische Gewissenserforschung

Ausgangspunkt unserer Überlegungen waren die Schwierigkeiten und Probleme, die heute konkret vorliegen, wenn nach der publizistischen Vermittlung der christlichen Werte in einer säkularen und pluralen Gesellschaft gefragt wird. Wir können den Zeitgeist und das vorherrschende Meinungsklima nicht ausschließlich dafür verant-

wortlich machen, daß publizistische Mangelerscheinungen in der Kirche zunehmen. Eine Öffentlichkeit, die nicht mehr hinhört, hat ihre Gründe. Eine publizistische Gewissenserforschung der Christen ist erforderlich.

Wenn mit gutem Recht vom öffentlichen Meinungskampf in der Demokratie als einem ihrer konstituierenden Elemente gesprochen wird, tun die Kirchen und Christen gut daran, sich in den Wettbewerb der Ideen zu begeben. Die Massenmedien und der Journalismus gewinnen in der geistigen Auseinandersetzung einen immer mächtigeren Einfluß. Aber gleichzeitig werden die Botschaften des Christentums in der öffentlichen und veröffentlichten Meinung immer weniger vernehmbar. Die Angst vor der Freiheitsidee und vor dem modernen Pluralismus der Werte und Weltanschauungen ist kein guter Ratgeber. Diese Angst trägt zur Instrumentalisierung der kirchlichen Publizistik in nicht unerheblichem Maße bei. Aber gerade diese Publizistik sollte auf ihre Identität und Integrität in besonderem Maße bedacht sein. Das ergibt sich aus dem Gebot der Wahrhaftigkeit. Das ergibt sich aus dem publizistischen Auftrag, dem die notwendigen Freiheits- und Spielräume zu gewährleisten sind. Sonst kommt es nicht zu einem authentischen Sprechen der Kirche in die Öffentlichkeit hinein. Diese Öffentlichkeit verlangt nicht nach der Kirchensprache, sondern nach Menschensprache. Aus dieser Authentizität und Humanität rechtfertigt sich jede freie Publizistik, die kirchliche und christliche eingeschlossen.

Die Medienkommission der europäischen Bischöfe tagte vergangenes Jahr in Dublin über Fragen der Evangelisierung und Kommunikation. Den Kirchenleitungen wurde vorgeworfen, sie benutzten wie die Politiker die Medien immer noch als Propagandamittel. Stattdessen sollten sie die Chancen und großen Wirksamkeiten der Massenmedien auch im moralischen und künstlerischen Sinn aus den ihnen eigenen Gesetzmäßigkeiten erkennen. Der Franzose Pierre Babin meinte, die Kirche könne in der Mediengesellschaft nur überleben, wenn sie sich auf den „Medienmenschen“ umstelle (KNA, 16.11.1986). Dem ist nichts hinzuzufügen.

SUMMARY

This article is an insider reflection on the Church's willingness to engage in public relations compared to public relations practise. In this connection, the author deals severely with Church journalism in the Federal Republic of Germany. The poor reaction of the audience to press products of the Church – even of those who call themselves strictly religious – is explained by several reasons, a.o. by the servility of the Church's press people and their lacking will to loyally criticize the Church apparatus. According to the author, Church journalism suffers above all from making it an instrument that represents the very interests of the Church itself.

RÉSUMÉ

L'article est une réflexion intérieure au sujet des rapports de volonté publique exlclésiastique vis à vis de la pratique publique ecclésiastique. En cela l'auteur fait sévèrement le procès du journalisme religieux en Allemagne Fédérale. L'acceptance manquante de produits journalistiques ecclésiastiques – même dans un domaine qui se définit lui-même comme étant ecclésiastique – est ramenée à différents motifs, en particulier à la „servilité“ de faiseurs de presse religieux et à leur manque de courage concernant une critique loyale visà vis de l'appareil de l'église. Selon les vues de l'auteur, le journalisme religieux souffre avant tout de son instrumentalisation comme un moyen défficacité religieuse.

RESUMEN

Este artículo es una „insider“ reflexión sobre la voluntad de la Iglesia ocuparse de relaciones públicas comparada con las relaciones públicas practicadas por la Iglesia. En este conjunto el autor procede severamente con el periodismo de la Iglesia en la República Federal de Alemania. Se atribuye a varias razones la falta de aceptación por parte de la gente cuando se trata de eclesiásticos productos de la prensa – incluso por parte de los que se llaman estrictamente religiosos. Una razón es el servilismo de los periodistas de la Iglesia y el no atreverse esta gente a criticar con toda lealtad el aparato de la Iglesia. En la opinión del autor, el periodismo de la Iglesia sufre sobre todo bajo el hecho de hacerlo un instrumento que representa solamente los intereses de la Iglesia.